

I Kibundu, Demokratische Republik Kongo, Gegenwart

Sie standen im Schatten des Wellblechdachs und beobachteten die Soldaten, die ihren Landrover filzten. Professor Lind rauchte. Etwas macht sie nervös, dachte Max. Himmel, hoffentlich hat sie nicht irgendeinen Scheiß in dem Wagen versteckt. Einen Spaten könnte man erklären. Wer über diese Straßen fährt, braucht einen. Aber Sandsiebe oder womöglich ein Bodenscanner oder Metalldetektor würde sie beide in große Schwierigkeiten bringen. Das ganze Gebiet war für Grabungen gesperrt. In den Bergen gab es Coltan-Vorkommen.

Ein Windstoß blies Staub über die Piste. Er trug den Geruch von feuchtem Gras und Exkrementen mit sich. Vor einer Baracke des Checkpoints war ein Zwergschimpanse an einer Kette angebunden. Soldaten standen um das Tier herum, lachten und hielten ihm Bierdosen hin, um es betrunken zu machen. Aber der Affe reagierte nicht. Er starrte aus glasigen Augen vor sich hin. Die Soldaten trugen keine Uniformhemden, sondern T-Shirts mit dem Bild des Präsidenten. Wenn es überhaupt Soldaten waren. Der Teufel soll sich hier auskennen.

Endlich war der Offizier mit dem Durchblättern der Papiere fertig. Professor Lind hatte in ihren Pass einen 20.000-Franc-Schein hineingelegt. Der Offizier hielt den Schein mit spitzen Fingern hoch.

„Qu'est-ce que c'est?“

Lind ließ die Zigarette fallen und trat sie mit dem Fuß aus. „Es sieht wohl nach einem Geldschein aus, Monsieur“, sagte sie. Gott, dachte Max, dies ist nicht der Ort, den Klugscheißer zu spielen.

Der Offizier starrte Lind aus rot unterlaufenen Augen an. Er war von bulliger Gestalt und einen Kopf kleiner als die Professorin. „Wollen Sie mich bestechen?“

„Natürlich nicht. Der Schein muss wohl in meiner Handtasche dort hineingerutscht sein.“

„Sie glauben, in Afrika sind alle korrupt? Sie glauben, hier sind alle Wilde?“

„Natürlich nicht, Monsieur.“

„Was wollen Sie in unserem Land?“

„Eine Feldstudie durchführen. Wir untersuchen den Lebensraum des Hakenschnabelwürgers in den Itombwe-Bergen.“

Hoffentlich stellt er mir keine Fragen zu diesem verdammten Vogel, dachte Max. Laut ihren Permits waren sie Biologen der Uni Hamburg, doch von Biologie hatte er keine Ahnung. Er war ja auch nur der Praktikant. Professor Lind selbst konnte sich natürlich aus jeder Lage herausquatschen.

„Sie wissen, dass das Banditenland ist? Sind Sie verrückt? Für Ihre Sicherheit können wir nicht garantieren.“

„Wir sind nur Wissenschaftler. Bei uns gibt es nichts zu stehlen.“

„Können Sie beweisen, dass der Geldschein Ihnen gehört?“

„Ich fürchte nein, Monsieur.“

„Dann ist er eine Fundsache. Wir werden ihn verwahren, bis der Eigentümer feststeht. Haben Sie Einwände?“

Professor Lind lächelte. „Sie tun nur Ihre Pflicht.“

* * *

Lind fuhr. Sobald sie außer Sichtweite des Checkpoints waren, schlug sie gegen die Verkleidung der Fahrertür. „Ha!“, rief sie.

„Sie haben doch nicht etwa -“

„Meine Ausrüstung da drin verstaut? Aber sicher doch.“

„Aber wir machen nur Fotos. Keine illegalen Grabungen. Das war doch von vornherein klar.“

„Sie können ja weggucken, Max.“

Der Landrover hatte kein Radio, aber Professor Lind ließ den Arm aus dem Fenster baumeln, steuerte einhändig und sang aus voller Kehle. Sie hatte anfangs versucht, Max zum Mitsingen zu animieren. Doch er hatte keine Lust.

Über dem See auf der rechten Seite flimmerte der Dunst. Eine Rotte Warzenschweine wühlte abseits der Piste im Boden. Beim Näherkommen wandten sie ihnen die Hinterteile zu und galoppierten davon. Vor ihnen kam eine Siedlung in Sicht: Buden aus Spanplatten und Wellblech links und rechts der Piste, bunt angemalt und gruppiert um Kneipen und eine Art Lagerhaus. Doch Lind bog vorher auf eine Seitenpiste ab. Sie fuhren jetzt weg vom See in Richtung der Itombwe-Berge. Oder vielmehr in Richtung einer Wolken-schicht, hinter der Max die Berge vermutete.

„Professor? Was hat dieser Offizier mit ‚Banditenland‘ gemeint?“

„Nichts weiter. Nur dass die Regierung hier nicht sehr präsent ist.“

„Dafür aber irgendwelche Rebellengruppen?“

„Keine Angst. In den Bergen gibt es keine Rebellen. Es gibt dort gar nichts, keine Dörfer, keine Straßen. Sie sind weiße Flecken auf der Landkarte. Aber wer weiß, was wir dort finden. Vielleicht führt uns das Fragment direkt ins Reich des Priesters Johannes. Nicht schlecht für Ihre erste Exkursion, was, Max?“

Max hoffte nur, dass sie wenigstens mit den Rebellen recht hatte. An das mythische Reich des Priesters glaubte er nicht. Im Mittelalter war es an allen möglichen Orten vermutet worden, von der Mongolei bis Äthiopien, doch Professor Lind hatte sich auf Zentralafrika fixiert. Mit dieser Theorie stand sie bisher ziemlich allein da. Aber das kürzlich entdeckte Kreuzner-Fragment, der Anlass für diese Exkursion, schien sie zu bestätigen. Die verstümmelten Seiten beschrieben nach Linds Ansicht eine Reise in das Reich des Priesters im frühen 18. Jahrhundert. Der Reisebericht allein, falls authentisch, wäre eine Sensation. Landläufig galten Burton und Speke als die ersten Europäer, die nach Zentralafrika vorgedrungen waren.

Der Himmel hatte sich inzwischen bezogen. Die Sonne war jetzt ein gleißender Fleck hinter einer Dunstkuppel, doch die Hitze ließ nicht nach. „Wir bekommen Regen“, sagte Lind. Es ging stetig bergauf, durch eine karge Landschaft von Felsbuckeln, Tamariskensträuchern und gelbem Gras. An manchen Stellen hatte der Wind den Sand von der Piste geblasen, und der Landrover holperte über nackten Fels. Fern im Norden sah Max die Gipfel der Mondberge, fünftausend Meter hoch, die das Wetter in dieser Region prägten. Von dort zogen dunkle Quellwolken herüber.

Professor Lind blickte auf das GPS. Die Piste bog jetzt nach Süden ab, aber Lind schaltete den Vierradantrieb ein und fuhr die niedrige Böschung hinab in ein wasserloses Flussbett. Das Fahren auf Sand und Kies war angenehmer als auf der buckligen Piste. Einmal blieb der Landrover im feuchten Sand stecken, und sie mussten die Seilwinde einsetzen, um ihn freizubekommen. Die Vegetation veränderte sich. Das Flussbett wurde enger, und moosüberwucherte Bäume neigten sich von beiden Seiten darüber und vermittelten den Eindruck eines Tunnels. Herabhängende Flechten streiften das Dach des Landrovers. Max schätzte, dass sie jetzt etwa 1500 Meter hoch waren. Wenigstens gab es in dieser Höhe keine Moskitos.

„So still, Max?“, fragte Lind. „Denken Sie schon an Ihren möglichen Ruhm?“

„Eher an die möglichen Risiken. Ich wurde sogar vor Ihnen gewarnt.“

„Was denn? Angst, dass ich Ihnen zu nahe trete? Träumen Sie weiter.“

„Nein, ich meine Ihre unorthodoxen Methoden. Außerdem suchen wir vielleicht nach einem Phantom. Professor Jones hat im Journal of Archaeology das Kreuzner-Fragment als Fälschung bezeichnet. Er hat die Schrift analysiert.“

„Jones ist ein Idiot. Er könnte eine Minuskel nicht von einer Hieroglyphe unterscheiden.“

Voraus machten moosbewachsene Felsbrocken das weitere Flussbett unpassierbar. Auf beiden Seiten versperrte ein Dickicht aus Bäumen und Schlingpflanzen die Sicht. Zwischen den Steinen sickerte ein Rinnsal aus dem Wald und verlor sich im Sand des Flussbettes. Lind stellte den Motor ab. Es war vollkommen still, als hätte ihr Eindringen die Natur zum Schweigen gebracht. Keine Papageien kreischten, nichts raschelte zwischen den Bäumen. Hinter der Verkleidung der Fahrertür brachte Lind ein Bündel mit Kellen und Bürsten zum Vorschein, ein aufgerolltes Siebgitter und einen flachen Metall-detektor, wie ihn Schatzsucher oder Raubgräber benutzen.

„Da!“, rief Max. „Genau das meinte ich!“

„Haben Sie sich nicht so“, erwiderte Lind. „Erste Archäologenregel: Nutze jede Gelegenheit. Wer weiß, ob wir je wieder in diese Gegend kommen.“

Sie stopfte die Ausrüstung in ihren Rucksack. Dann klappte sie die Motorhaube auf, baute den Verteilerfinger aus und versteckte ihn unter einem Stein. Max half ihr, ein Tarnnetz über den Wagen auszubreiten und die Reifenspuren zu verwischen.

„Bereit, Max?“

Er zögerte. Er wusste, dass er jetzt einfach die nächsten Tage im Wagen sitzen und die Rückkehr der Professorin abwarten konnte. Das Praktikum würde trotzdem anerkannt. Das hatte sie ihm immerhin zugesichert. Doch dann blickte er zu den Bergen. Die Wolken waren für einen Moment aufgerissen. Hinter dem düsteren Wald leuchteten Klippen und Felsterrassen in vereinzelten Sonnenstrahlen. Sie wirkten greifbar nah, höchstens einen Tagesmarsch entfernt. Dort lag das Abenteuer. Das Reich des Priesters Johannes würden sie sicher nicht finden, aber irgendetwas, das er nicht genau bestimmen konnte, lockte ihn zu diesen Bergen.

„Hören Sie auf Ihre innere Stimme, Max. Das hat dieser Richard Kreuzner auch getan, wenngleich er sie personalisierte. Wie lautet der erste Satz auf der ersten Seite des Fragments?“

Max kannte ihn mittlerweile auswendig. „*Gabriel Archangelus hodie iterum ad me locutus est.*“

„Richtig. Die nächste Regel: Höre auf den Engel!“

Sie schulterten die Rucksäcke und marschierten los.

II Madinat Zanjibar, 3. Januar 1702

Der Erzengel Gabriel sprach heute wieder zu mir. Vom Achterdeck der *Hakim Ki Izzat* aus beobachtete ich das Treiben im Hafen, da vernahm ich seine Stimme deutlich in meinem Kopf. Die Stimme sagte: „Schreib auf!“ Es konnte nur der Erzengel sein. Früher redete Gott mit mir, doch er hatte mich seit meiner Konversion zum Islam verlassen. Aber Engel wandern zwischen allen Religionen herum.

„Was soll ich aufschreiben?“, flüsterte ich und blickte dabei über die Schulter. Es ist nicht gut, vor anderen Leuten mit Engeln zu reden. Doch ich war allein an Deck. Der Wesir und sein Gefolge bereiteten sich in der großen Kabine mit Gebeten auf unser Unterfangen vor.

Der Erzengel schwieg. Das ist so mit den Engeln oder Göttern, ihre Forderungen sind oft vage oder schwer zu erfüllen. Von Mohammed verlangte der Engel einst zu lesen, tausend Jahre ist es her. Doch der Prophet war des Lesens nicht mächtig. Ich kann immerhin schreiben. Ich besitze Federn, Tuschestein und bestes arabisches Papier, mit Stärke behandelt und geglättet mit poliertem Achat. Ich hatte es in Bombay erworben, um ein Vokabular von Tesfays einzigartiger Sprache anzufertigen. Aber ich will nun auf den Engel hören und das Papier für dieses Logbuch verwenden. Darin will ich meine Erlebnisse und Beobachtungen aufschreiben, wann immer ich die Gelegenheit habe.

Wir lagen im Hafen von Madinat. Hier auf Sansibar wurde angeblich meine Frau Sahir gefangengehalten, ebenso mein Sohn, den ich noch nie gesehen hatte. Sahirs Vater, Mukhlis Khan, Wesir des Großmoguls Aurang-Zeb, hatte das aus seinen geheimen Quellen erfahren. „Die Verhandlung mit dem Emir führe ich allein“, hatte er mir eingeschärft. „Ihr, Richard Kreutzner, dürft ihr beiwohnen. Aber sagt kein Wort.“

Ich hatte keinesfalls vor, in die Verhandlung einzugreifen. Schon zugegen zu sein, war ein Privileg. Bei der Verhandlung ging es um Sahirs Leben und Freiheit. Ich zitterte vor Erwartung, sie nach drei Jahren endlich wieder in die Arme zu schließen, vielleicht noch heute, vielleicht in wenigen Stunden.

Direkt neben unserem Schiff hatte ein omanisches Kriegsschiff geankert, die *Saqr Quraysh*, eine riesige Dhau mit drei Masten und zwölf Kanonen an jeder Seite des Decks. Madinat war ein Flottenstützpunkt. Seit der Sultan von Oman die Portugiesen von hier vertrieben hatte, beherrscht sein Reich die Meere und die afrikanische Ostküste. Über der Mauer des portugiesischen Forts hing nun die Fahne des Propheten.

Vom Hafen aus wirkte Madinat wie eine arabische Märchenstadt. Die Kuppeln der neuen Moscheen, Minarette und Paläste funkelten wie Gold in der Sonne. Doch schon als wir mit dem Beiboot an der Hafenmole anlegten, wehte uns ein Pesthauch an, ein Brodem von fauligem Fleisch, verrottenden Früchten, von menschlichen und tierischen Exkrementen. Wir traten an Land und hielten uns die Ärmel vor Mund und Nase. Die engen Gassen waren voller Unrat und Tierkadaver. Alles, was ich über Sansibar gehört und gelesen hatte, fand ich nun aufs Schlechteste bestätigt. Das Inselvolk lebt im Elend. Die Araber, die neuen Herren, halten sie als Diener oder Konkubinen oder schinden sie auf den Nelkenplantagen. Durch diese ist Sansibar als Gewürzinsel bekannt. Doch angesichts des penetranten Gestanks ist das eine wenig passende Bezeichnung. Der Palast des Musa bin Bil'arab, des Emirs von Sansibar, lag abseits von den Ausdünstungen der Stadt in einem Hain aus Mangobäumen. Wir ließen uns vom Hafen aus in Sänften hintragen. Mukhlis Khan hatte uns mit einem Boten angekündigt. Der Emir von Sansibar war der größte Sklavenhändler dieser Region, wenn nicht des ganzen Erdkreises. Denn nicht nur Gewürze, sondern vor allem Menschen werden von hier in alle Welt exportiert. Auf Sansibar kostet ein schwarzer Sklave vier Dirham. In Indien bezahlt man bis zu zwanzig Dirham, ganz zu schweigen von London oder New York, wo ein gesunder Arbeiter nicht unter fünf Pfund zu haben ist.

Da ein Teil des Palastes noch unfertig war, wurden wir für die Verhandlung zu einem Zelt geleitet. Dieses war prächtig genug, mit Wänden aus gelber Seide, darauf genäht das Emblem des Emirs, eine purpurne Raute ohne weitere Zeichen oder Symbole. Das Innere war mit Teppichen und mit seidnen Vorhängen ausgestattet, die die Hitze des Morgens zurückhielten. Wir nahmen auf Kissen Platz. Diener brachten Tablett mit Stutenmilch und gesüßtem indischen Tee. Ein schwarzer Knabe bewegte über einen Hebel einen großen Fächer, der uns Luft zuwedelte.

Ich verstand Arabisch gut genug, um dem Gespräch folgen zu können. Auf der Insel Arcadia hatte Sahir mir Worte und Schrift beigebracht, damit ich den Koran im Original lesen konnte. Außer mir begleiteten den Wesir vier seiner älteren Söhne. Diese hatten nur die Aufgabe, streng zu blicken, die Stirn zu runzeln, sich zuweilen über den Bart zu streichen und damit unserem Anliegen mehr Gewicht zu verleihen.

Nach dem Austausch der Begrüßungsreden kam der Wesir ohne weitere Umschweife zur Sache. „Shaikh Musa, wir möchten vierzig Sklaven von Euch erwerben.“

Der Emir hockte in der Mitte des Zeltes auf einem niedrigen Schemel. Er war breitschultrig und muskulös, man sah ihm an, dass er lieber auf dem Rücken eines Pferdes saß als in einem Zelt. Unter seinem Umhang trug er einen ledernen Brustharnisch. An seiner Seite thronte sein Sohn, Prinz Tafiq, auf einem Kissenstapel. Der Prinz war kostbarer gekleidet als sein Vater, hatte aber ein aufgedunsenes Gesicht mit einem dünnen Schnurrbart, der einem Schmutzstreifen auf der Oberlippe glich. Seine Augen waren mit Kajal umrandet. Beide trugen riesige weiße Turbane.

Der Emir runzelte die Stirn ob der Geringfügigkeit unseres Anliegens und hob bedauernd die Hände. „Leider ist dies ein ungünstiger Zeitpunkt, Exzellenz. Die Karawanen mit neuer Ware treffen erst im nächsten Monat ein. Zur Zeit kostet ein Schwarzer bester Qualität zehn Dirham.“

Ich wusste inzwischen, dass dies der übliche Beginn einer langen und blumigen Verhandlung war. Am Ende würde man sich dann wohl auf den regulären Preis von vier Dirham einigen. Doch Mukhlis Khan sagte:

„Eure Großzügigkeit wird überall gepriesen, Shaikh Musa, und wie ich sehe, nicht zu Unrecht. Doch ich will sie nicht ausnutzen. Ich biete Euch zwanzig Dirham für jeden hochwertigen Sklaven. Das ist der Preis, der in meinem Land üblich ist.“

Der Emir starrte ihn ungläubig an. „Das ergibt zusammen achthundert Dirham“, fuhr Mukhlis Khan fort. „Und um Euch meine Wertschätzung zu erweisen, will ich die Summe auf tausend Dirham aufrunden.“

Der Emir öffnete den Mund einige Male, räusperte sich und fand dann die Sprache wieder. „Ich sehe, Exzellenz, Ihr seid ein Mann, der gute Handelsbeziehungen schätzt und zu vertiefen weiß.“

Der Wesir lächelte. „Allerdings muss ich auf einer Bedingung bestehen. Ich will die zehn Männer, zehn Frauen, zehn Knaben und zehn Mädchen aus

Eurem eigenen Haushalt erwerben. Denn mein Herr Aurang-Zeb, Großmogul von Indien und Dekkan, akzeptiert nur Ware aus bestem Hause. Zeigt mir alle Sklaven Eures Palastes, vom obersten Eunuchen bis zum kleinsten Säugling, und lasst mich die Wahl treffen.“

„Das ist eine höchst ungewöhnliche Bedingung.“

„Soll diese Wahl“, fragte Prinz Tafiq, „etwa auch den Harem einschließen?“

„Das versteht sich, Hoheit, denn dort vermute ich die schönsten Frauen.“

Der Emir beugte sich zu seinem Sohn hinüber, und sie tuschelten miteinander. „Ich frage mich, Euer Exzellenz“, sagte er dann, „ob Ihr vielleicht vor allem an einer bestimmten Sklavin interessiert seid.“

„Was bringt Euch auf diesen Gedanken?“

„Vor einiger Zeit erwarb ich Ware aus einer Korsarenbeute. Darunter befand sich eine junge Frau indischen Geblüts mit ihrem kleinen Sohn.“

Der Wesir schwieg.

„Sie war verwildert, als hätte sie lange in der Einöde gelebt. Doch ich erkannte sogleich ihre Bildung und Schönheit. Ich ließ sie baden und einkleiden. Ihr Sohn hatte auffällig helle Haut. Ich habe ihn meinem Onkel Saif bin Sultan, dem Herrscher von Oman, für seine Mamluken zum Geschenk gemacht. Die Frau gab ich meinem Sohn zum Weibe, denn er hatte sie auf dem Markt ausgewählt.“

„Tatsächlich habe ich Gefallen an ihr gefunden“, sagte Prinz Tafiq. „Unter all meinen Frauen reite ich sie noch immer fast jede Nacht.“

Die Tasse zerbrach in meiner Hand. Ich murmelte eine Entschuldigung. Ein Diener brachte neuen Tee. Mukhlis Khan schwieg.

„Am Anfang hat sie sich ein wenig gesträubt“, sagte Prinz Tafiq, wobei er mich aufmerksam anblickte. Ich sagte nichts.

„Ich musste sie erst zureiten“, sagte der Prinz. „Mit Sporen und Zaumzeug, wenn Ihr versteht. Jetzt ist sie ein williges Pferdchen.“ Er lächelte dabei und starrte mir unverwandt ins Gesicht. Ich hatte mich gut in der Gewalt.

„Ja“, sagte Mukhlis Khan, „es ist wahr, diese Frau wünsche ich vor allem zu erwerben. Sie ist eine meiner Töchter. Sie strandete auf einer einsamen Insel, lebte dort jahrelang und wurde unlängst von Korsaren verschleppt. Ich biete Euch tausend Dirham für sie.“

„Woher wusstet Ihr, dass sie in unserem Besitz ist?“

„Ich habe es zufällig erfahren.“

Das war natürlich gelogen. Der Wesir leitete das *Munihyan*, das indische Ministerium für geheime Dienste. Alle seine Söhne und Töchter waren seine Agenten, zudem besaß er Kundschafter und Spione in allen Häfen des Indischen Ozeans. Ständig empfing er ihre Nachrichten, die sie abgerichteten Tauben ans Bein banden.

„Nun, Exzellenz, ich würde Euch die Sklavin gewiss gern verkaufen, zumal sie Eure Tochter ist, wie Ihr sagt. Über den Preis können wir reden. Aber dies ist nun die Entscheidung meines Sohnes.“

„Hunderttausend Dirham“, sagte der Prinz.

Es herrschte allgemeines Schweigen.

„Ich sagte doch, ich habe Gefallen an ihr gefunden. Hunderttausend für das Weib. Ein Lakh in Eurer Zählweise.“

„Ihr beliebt zu scherzen, Hoheit. Für ein Lakh Dirham könntet Ihr Euch ein Dutzend der schönsten Frauen für jede Nacht Eures Lebens kaufen.“

„Ich scherze nicht.“

„Zweitausend.“

„Wollt Ihr mich beleidigen, Wesir? Ihr kennt den Preis.“

„Ihr wisst, dass niemand ein Lakh Dirham besitzt.“

„Euer Herr Aurang-Zeb verfügt bekanntermaßen über die größten Reichtümer des Erdkreises.“

„Über die verfügt er gewiss, aber ich verfüge nicht darüber.“

„Sie ist Muslima. Der Koran verbietet es, Muslime zu versklaven“, sagte ich. Alle starrten mich an.

„Was tut ein ungläubiger Hund in Eurem Gefolge, Wesir?“, fragte der Prinz.

Ich bemerkte durchaus den warnenden Blick, den der Wesir mir zuwarf. Doch ich konnte nicht an mich halten. „Ich bin gläubiger Muslim, anders als Ihr, Hoheit. Denn da Ihr gegen den Koran und Gottes Gesetz verstoßt, ist Euch nun die Hölle sicher.“

Der Prinz fasste an seinen Gürtel. Doch darin steckte kein Dolch. In arabischen Ländern werden Verhandlungen stets unbewaffnet geführt, damit es im Eifer des Feilschens nicht zu Verletzungen kommt.

„Dort in der Tiefe“, fuhr ich fort, „werden Eure Füße in heißem Öl gesotten, während Feuerameisen Euer Gemächt abfressen. Nicht dass ich glaube, dass es da viel zu fressen gibt.“

Der Prinz wollte aufspringen, doch der Emir hielt ihn am Oberarm fest und sagte zu dem Wesir: „Ihr beleidigt uns und werft uns vor, den Koran nicht zu achten? Wäret Ihr nicht Gäste, ließe ich Euch auf der Stelle erdrosseln. Und ich werde es tun, falls Ihr nach Sonnenuntergang noch auf dieser Insel verweilt. Die Verhandlung ist beendet.“
